

In der Gefängnis-Kirche

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **4 (1911)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-406171>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit Verlaub! sein Aberglaube unterscheidet sich von dem, was im allgemeinen als Aberglaube gilt, nicht um Sauresbreite!

Wir wollen in möglichster Kürze betrachten, welche Vorstellungen sich die Kulturvölker von ihrem Gott machen.

Gott ist ein Geist, er hat keinen Körper, also auch kein Gehirn, er denkt aber doch. Er hat keine Augen, aber er sieht; er hat keine Gehörgänge, aber er hört.

Gott hört und prüft die Gebete vieler Millionen Menschen, er verfügt, ob die Bitten, gleichviel in welcher Sprache sie vorgetragen werden, Gehör finden sollen oder nicht, er behält alles im Gedächtnis; eine Buchführung ist für ihn nicht erforderlich. Zu gleicher Zeit beobachtet er das ganze Weltall, Millionen Sonnen und unzählige Weltkörper, die Meere, die Ströme mit ihrem Inhalt, kurz alles, was existiert, nichts entgeht seiner Kenntnis.

Ohne den göttlichen Willen fällt kein Biegel vom Dache, wächst kein Baum, keine Frucht, kein Grasblain. Ohne den göttlichen Willen wird weder Mensch noch Tier geboren, ohne seinen Einfluß stirbt niemand.

Wo ein Gott die Zeit zu dem allen hernimmt, darüber kann niemand Auskunft geben.

Gegen Gott ist alle Gelehrsamkeit nichts. Alles, was Menschen erlangen haben, alle Wissenschaft, alle Erfindungen, alles hat Gott schon seit Ewigkeit her gewußt. Er hat aber die Menschen, die er liebt, so lange in der Finsternis tappen lassen, bis es ihnen im Zehntausende langen Kampfe gelungen ist, sich nach und nach von der Unwissenheit, aus dem Elend der Finsternis zu befreien.

Gott ist allbarm, hat aber die Menschen unvollkommen geschaffen, sie verlieren der Sünde. Seit dem Sündenfall hat er keine eigenen Geschöpfe, die Menschenkinder, verflucht, sie kommen mit Sünden beladen zur Welt.

Gott ist gerecht, er verhindert aber nicht, daß die Menschen sich in blutigen Kriegen mit bestialischer Rohheit gegenseitig, er läßt auch allen Haß, alle Ungerechtigkeiten, alles Böse zu.

Gott kann bei seiner Allmacht den Faß und Streit über seine Existenz und Art mit einem Wink ein für allemal befeitigen, er denkt aber garnicht daran, Aufklärung zu schaffen.

Alle Eigenschaften, welche von einem Gott behauptet werden, die unzähligen Wunder, die er jeden Augenblick verrichten soll, sie stehen in grellem Widerspruch mit der Natur und dem was wir täglich erfahren. Wer das für wahr hält, was die menschliche Vernunft bei vorurteilsfreier Prüfung als wahr nicht anerkennen kann, der gibt sich dem Aberglauben hin, er verzichtet auf den Verstand. Ob er an übernatürliche Götter, Geister und anderen Spuk und Unfug glaubt, alles ist gleich, es ist immer derselbe Aberglaube und auch das Ergebnis ist das gleiche, es ist Furcht und Aengstlichkeit. Die Wunder, die von einem einzigen Gotte erzählt und behauptet werden, den niemand kennt und der sich nie zu erkennen gibt, sie unterscheiden sich nur dadurch, daß sie die Geister- und Gegenglaubenshaster und daher in erhöhtem Maße wunderbar sind. Hieraus ergibt sich, daß der Gottesglaube nichts anderes ist als der höchste Grad des Aberglaubens.

Der Gottesglaube ist die Grundlage der Menschheit, er ist die Basis aller menschlichen Tugenden und der weitausgehendsten. Hierdurch entsteht Haß, Verachtung und gegenseitige feindselige Gesinnung, Uebel, die sich schon in frühesten Jugend in den Schulklassen und selbst auf der Gasse bemerkbar machen, wo ein Kind dem Kinde anderen Glaubens tränkende Schimpfwörter nachruft. Der Gottesglaube verhindert das Böse nicht, die Strafgesetze tun es, die von Menschen gemacht sind. Die Erhaltung des Glaubens müht nur denen, die durch ihn ihre Existenz haben.

Wenn die Frommen mit dem Gottesglauben bankrott gemacht haben, dann kommen sie mit Christus und dem heiligen Geist, sie sollen für Gott in die Breite treten. Da aber Gott, Christus und der heilige Geist eins ist, so geht es mit diesem Zauberfunkel ebenso wie mit jedem Wunderglauben, den die menschliche Vernunft ablehnt.

Um aber noch etwas von der Gottheit zu retten, rufen die Frommen: „Die Gottheit ist in jedem Menschen, sie ist in der ganzen Natur.“

Diese Worte klingen recht zuversichtlich. Es wäre ein wahrhaft idealer Zustand, wenn die Gottheit, d. h. das Vollkommene, in jedem Menschen zu finden wäre. Denn ist aber nicht so, denn viele Menschen sind durch und durch verlottert und unverbesserlich. Die Gottheit ist auch in der Natur nicht überall anzutreffen, denn sie schafft viele Unvollkommenheiten. Das Ideal in der Menschenbrust, die Gottheit in der Natur, sie kann nicht nach Gutdünken ver-

fügen, sie wird weder gefürchtet noch angebetet, sie richtet keinen Schaden an.

Die Furcht, die von den Priestern aller Glaubensgemeinschaften hegehrt und gepflegt wird, treibt oft Blüten, die Heiterkeit erregen. Mit kindlicher Furcht wird versucht, die freidenkerische Literatur zu unterdrücken. Nach dem jesuitischen Grundlag: „Der Zweck heiligt die Mittel“, streckt mancher Gläubige die Hand nach einem Freidenkerblatte aus, wenn es in Zeitschriften oder anderswo öffentlich aussteigt, um es sich in rechtswidriger Weise anzueignen und zu besetzen. Durch ein so läppisches, unaufrichtiges Tun soll der auf moralischer Grundlage ruhende Glaube gestützt werden! Welch armseliges, vergebliches Bemühen! Naive Menschen, die nur Bibel, Gesangbuch und ähnliche Schriften lesen, wobei ihr Gehirn in träger Ruhe verharren kann. Sie haben keine Ahnung davon, welche Nischenausdehnung die Literatur der Freidenker in allen Weltteilen gewonnen hat. Wer mit der Befestigung eines Freidenkerblattes einen Erfolg träumt, dem wird man es nicht verübeln, wenn er meint, das Meer auszu schöpfen zu können.

Der Wunderglaube ist durch Menschen entstanden, durch Menschen wird er befestigt werden. An seiner Stelle wird ehle Nächstenliebe walten, die alles umfaßt, was Menschen angeht trägt. Die Liebe wird sich auch auf die Tiere übertragen, die in unseren Tagen oft noch roh behandelt werden.

Wer sich durch ernstes Denken vor neuen Weltanschauungen emporgeworfen hat, der hat die Pflicht, auch die Frauen und Kinder der vom Aberglauben zu befreien. Wer es nicht tut, der ist noch lange kein Freidenker, er hat den Haß der Glaubensbeziehung noch nicht überwunden. Sollen Frauen und Kinder solange im Glaubenswahn schmachten, sollen sie die vielen Seelenkämpfe solange durchmachen, bis sie sich durch eigenes Nachdenken frei machen, dann würde der schädlichen Glaubensphantasie und ihrem Anhang die besten Dienste geleistet werden.

Die Pflicht, die Moral gebietet uns, bei allen unseren Mitmenschen das zur Geltung zu bringen, was wir als wahr, als gut anerkennen.

In der Gefängnis-Kirche.

(Nach Alexander Gismabia)

Wach ich nun ging

— Es war leichthin —

Wie and'ere Sträfling

In die Kirch' hin,

Die Predigt einmal

Anzuhören,

Wieviel kann sie mir

Gut belchere!

Ich hörte so oft!

Wenn Gott nur wirkt,

Und des Betters Stab

Gesicht wie 'ne Fint

...

Ich sah kein Wunder,

Rein Geringes ...

Wie uhn, läte

Der Engelstanz, ...

War nicht so dumme,

Während der Andacht

Sah' sich kaum um.

Beim Gesang hat ihn

Sanftem gewußt,

Als bei der Predigt

Gedanken erglänzt

Die alten Märschen ...

Mit schwerem Stöhnen,

Das manchem Aug'

Entronnen Tränen ...

...

Wollte die Märschen

Wunden erglänzt,

Bewußt hat

Kein einiges Gmpt;

Und in ganzen

Gedankens ...

Waren doch noch

Immer, ...

Dem bei 'nen Raff ...

Es war ein:

Ich — und ter Pfaff' ...

Salomon Samla.

Der soziale Wert der Christuslehre.

(Schluß.)

Ein anderer, schwerwiegender Punkt in der sozialen Bewertung der Christuslehre ist das Verhalten i. e. die Doktrin des Stifter der sexuellen Frage, dem Geschlechtsproblem, gegenüber. Wie, man muß fragen, hat er da gehandelt? War Jesus ein Asket, oder war er es nicht? Das ist eine Frage, die recht schwierig zu entscheiden ist, die wohl nie endgültig zu entscheiden sein wird. Aber soviel ist sicher: er hat diesem einschneidenden Thema nie seine sorgfältige oder auch nur annähernde Beachtung gewidmet; er hat es meistens ignoriert. Zugegeben ist allerdings, daß er in Bezug auf einzelne Aspekte, also Eheleben, Ehescheidung, gewisse Normen aufgestellt hat. In Matth. XIX. 6 und Mark. X. 9 lese ich: „Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Und weiter (Matth. XIX. 9): „Wer sein Weib entläßt ... (und freit eine andere), der bricht die Ehe.“ Ich habe darauf mehrfache Antworten. Ad. 1 erwidere ich: Jeder religiöse Schwärmer könnte und würde so antworten! Ad. 2 frage ich: Ist es recht, ist es billigenkend, ist es gefühlvoll, ein solches Ge-

föpsie damit zu scheuern! Lagediebe, Nichtstuer, Keyer, Paritätär, die ihr seid, die sich lieber mästen und beluften, ihr verstockte Sünder! Ihr wollt euch nicht darum kümmern, ob der liebe Herrgott, die heilige Jungfrau und alle Heiligen des Himmels halbnackt und zerkerft herumgehen! Aber wartet, ich will euch was erzählen, denn das muß ein Ende haben, mit euren Schussereien und Verbrechen. Ich habe heute nach den lieben Herrgott gesehen, er war voller Zorn und hat mir gesagt: „Ich will ein neues Banner haben, hörst du, verdammt Sünd! Ein schönes, reichergoldenes Banner, ein Banner für mindestens vierzig Franks. Johann Marie wird dazu zehn Sous hergeben, Peter Kernow wird zwanzig Sous geben, die Mutter Kobias, die eine alte Knickerin und schuffige Diebin ist, muß zwei Franks hergeben! Dantu, der vorige Woche ein Kalb verkauft hat, wird drei Franks geben! Und alle anderen müssen drei Sous, ein Duzend Eier und einen Löff Schmalz bringen.“ — So, jetzt wißt ihr, was mir der liebe Gott gesagt hat.“

Einen Augenblick hielt er ein. Die Gläubigen waren ganz bestürzt; keiner wagte die Augen auf den Herrn Pfarrer zu erheben, der fortsetzte:

„Werk auf, was mir der liebe Gott noch anvertraut hat! Er hat mir anvertraut — es sind seine eigenen Worte, die ich euch wiederhole — er hat mir folgendes an-

vertraut: „Und wenn sie sich weigern herzugeben, was ich verlange, dann wird es mit ihrer Sache schief gehen; in tolle Hunde, in tote Käiber, in Meerfagen, in Fledermause werde ich sie verwandeln und sie alle in die Hölle schicken!“

Ein Sohngelächter von der anderen Seite der Kirche unterbrach ihn. Bei der Türe stand der alte Grenzwächter, schaukelte sich hin und her, strich sich kosend den weißen Anebelbart glatt und lachte ungläubig und spöttlich. Rasend, Schaum vor dem Munde, schrie der Herr Pfarrer ihn an: „Was lästst du da, fnebelbärtiger Keyer, Zollquittung des Teufels! Glaubst du, Gott kenne dich nicht? Glaubst du, er wisse nicht von deinen Schurkenstreichen? Er hat mir auch von dir gesprochen: „Ja, diese fnebelbärtige Kannaille geht in die Stadt, das geraubte Strandgut verkaufen, und dieses Teufelsgeld teilt er mit den Schmugglern! Warte! Warte! Wenn der Anebelbart nicht vier Franks gibt, wird er zuerst ins Gefängnis und später in die Hölle wandern! ...“ „Was, da lästst du nicht mehr, Abtrünniger!“

Und zu den Gläubigen gemendet, schloß er: „Ihr habt den Willen Gottes vernommen. Nach der Messe werdet ihr ins Pfarrhaus kommen und eure Gaben bringen. Und weh dem, der fehlen wird!“

Der Herr Pfarrer wollte das Banner wieder ein, legte es hinter die Kanzel und wuschte sich den Schwelz von der

bot in allen Fällen aufzuerlegen? Tausende von jungen Eheleuten gibt es, welche, die vorschnelle Wahl bitter bereuend, nun für das ganze Leben aneinander gefettet sind und nun eine Ertzling gegenseitigen Hasses und Zwistes auszufosten haben! ... Ist dies recht, ist es absolut unerlässlich? ... Wäre es da nicht besser, wenn, unter dem Druck einer gefunden öffentlichen Meinung, die Geistesgebung sich an die Gesellschaftswissenschaft wenden würde und da Rat erholte? Würde diese Wissenschaft nicht weise, einsichtige, humanitäre Lehren erteilen — bessere als die eines verblendeten Fanatikers vor 2000 Jahren in einem Winkel Syriens? ... Ich denke: Sicherlich! ... Und die dritte Antwort, die man in Bezug auf die sexuelle Doktrin des Christus geben muß, ist, daß er die Bevölkerungslehre nie eingehend behandelt, auch nur annähernd betrachtet hat. Aber gerade die Bevölkerungslehre ist von ungeheurer, von einschneidender Wichtigkeit für das soziale Leben aller Völker. Sie birgt in sich das Wohl oder Wehe der kommenden Geschlechter, der zukünftigen Generationen; sie ist der Kreuz- und Knotenpunkt aller sozialen Fragen, und sie zu verkennen, heißt sich als Stümper in der Gesellschaftswissenschaft erweisen!!!

In dieser Beziehung hat sich Christus ein bedauerliches Zeugnis als sozialer Reformator aufgestellt. Diese Lücke ist es, welche den sozialen Wert der Christuslehre auf ein recht bescheidenes Maß reduziert.

Der Gründer hat nie die Normen erkannt, die Grundprinzipien aufgestellt, welche das geschlechtliche Leben der Völker (also der Individuen) gedeichlich machen und so die Grundlage zu einem wahren, wissenschaftlichen und praktischen Hedonismus bilden könnten. Ueber die Formen der sexuellen Verbindung — ob Monogamie, Polygamie bezw. Polyandrie, über die Frage der — absoluten oder relativen — Ehelosigkeit, des tentativen geschlechtlichen Zusammenlebens — alle diese brennenden Fragen der Kulturmenslichkeit — und so manche andere, hat er sich, soviel ich weiß, nicht geäußert. Ja, das ist ein schwerer Vorwurf, eine bedauerliche Lücke. Denn nichts ist sicherer, als daß alle anderen sozialen Schäden (e. g. Wohnungsnot, Arbeiterelend, Militarismus, Verrohung und Verwilderung der Jugend, Trunksucht, Kriminalität etc.) auf dieses Problem hin konvergieren, in ihm ihren Zielpunkt und ihren Abschluß finden. Das Gesellschaftsproblem, die sexuelle Frage, ist das erste und oberste Problem unserer Tage. Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich alle anderen Bestrebungen — seien sie wirtschaftlicher, sozialpolitischer, erzieherischer etc. Natur — drehen und stets drehen werden. Es ist die rätselhafte, geheimnisvolle Spinax, welche mit Tod bedrängt denjenigen, der das Problem nicht löst.

Wohl ist das Problem weder neu noch unlösbar. Es wurde schon in den Tagen des Altertums (also bevor Christus!) von den griechischen Philosophen!) erkannt und, wenn auch nur in ungefährender Weise, behandelt. Denn die damals erhältliche Kenntnis, die Beobachtungen und Data waren zu gering, um das Thema gehörig auszubauen. Für Jahrhunderte — man kann sagen: für nahezu zwei Jahrhunderte — schlief die Sache, bis ein großer englischer Denker sie aufgriff, die bezüglichen Daten — wenn auch unter großen Mängeln und Hindernissen — sammelte, die selben übermittelte, zu einem System ordnete und unter dem Titel: „Die Bevölkerungslehre: Betrachtungen über dieselbe und über ihren Einfluß auf das menschliche Wohlergehen“ in Buchform herausgab. Damit war das Eis gebrochen: die Sache trat vor das Forum der Öffentlichkeit. Dieser Mann, dieser große Denker, dieser echte Humanitarier hieß Thomas Robert Malthus. Sein Name wird unsterblich bleiben. Es ist wahr, Malthus hat nicht immer die bestmöglichen Schlussfolgerungen aus seiner Lehre gezogen — das war eben dem kistenfachen Wissen seiner Zeit gemäß unvermeidlich — aber die Prämissen, von denen er ausging, sind nie beanstandet worden und seine Postulate haben seitdem befruchtend — und ja, segensreich! — Abschluß gefunden durch die Fortschritte der modernen Wissenschaft.

Und die Bewegung ist im Gange — auf der ganzen Welt. Der Schneeball ist ins Rollen gekommen; bald wird er zur Lawine anschwellen. In allen Ländern, unter allen Nationen gibt es weislichsende Männer, edelbedende Frauen, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, durch Wort und Schrift dahin zu wirken, daß Kenntnis von der Notwendigkeit vorbeugender Mittel unter die ärmeren und unteren Volksklassen gelange. Das geschieht heute schon und wird mehr und mehr gesehen trotz des Widerstandes verrückter Monopolisten, beutegieriger Beamter und scheinheiliger Dunkelmänner!

*) Siehe Mato: „da Republica“.

Stirne, der in Strömen herunterran.

„So, und jetzt,“ sagte er nach einer Pause, „noch etwas anderes ... Der Präsekt ist gestorben. Das war ein jämmerlicher Herr, der mit den anderen republikanischen Schweinehunden die heiligen Brüder betriebe hat. Wenn aber einer von euch dennoch für ihn bitten will, mag er's tun! Es ist keine Sünde. Ich werde noch ein Vatermörder und eine Ahe für unseren heiligen König beten, der wieder kehren wird!“

Und drohend drehte sich der Pfarrer gegen den Grenz- wächter, der nun nicht mehr lachte; und während er mit der Faust auf die Holztafelung der Kanzel mächtig aufschlug, rief er aus: „Und er wird wiederkehren, trotz aller Anebelbärte!“

Boraufer niederkniete, mit gnädiger Gebärde das Zeichen des Kreuzes machte und unverständlich murmelte: „In nomine patris et filii et spiritus sancti, Amen“.

Draußen entrollte die Heide die Armut ihres ewig unfruchtbaren Bodens, und die dürren Gesehe, die Schatten der abgezehrten Pferde, die gerippten Klüße mit bärtigen Schnauzen, wie die der Ziegen, und mit blutiger, vom Ungeziefer angefressener Haut webeten unter dem tieftraurigen Himmel die fahlglichen Spröcklinge der dornigen Stauden ab.